

81

Jus und Recht.

Roman von Fred W. Gardt.

Dr. Werner sah auf diesen Menschen mit tiefem Mitleid. Noch nie hatte er geweint und sich in diesen Wochen tapfer und gefaßt gezeigt. Wie müde mußte er geworden sein, daß er jetzt, wo die Hoffnung winkte, zusammenbrach. Er ließ ihn einige Augenblicke weinen, dann berührte er ihn an der Schulter.

„Ich bin im allgemeinen zuversichtlich, Knobler. Wenn Sie mir noch irgendeinen plausiblen Grund angeben könnten, daß sie das Geld und gerade neun Goldstücke im Strohsack verborgen hielten.“ Dr. Werner wußte, wie verbissen die Staatsanwaltschaft diese ominösen Goldstücke vermerken würde.

„Ach Gott, Herr Rechtsanwalt, ich kann nichts anderes sagen, als daß ich mir immer kleine Beträge zusammengepart habe und sie dann in Gold wechseln ließ. Ich habe das als Letztes aufgespart. Die verfluchten Goldstücke! Die bringen mich noch um den Hals.“ Ganz verzweifelt schüttelte er den Kopf und hob die linke, geballte Hand, an der der Daumen abstand.

Wo habe ich diese Geste gesehen, dachte Dr. Werner, wo nur? Da flog ihm ein heller Gedanke durch den Kopf: Bei seinem Vetter auf dem Lande. Genau so ballten die Bauern die linke Faust, wenn sie etwas bekräftigen wollten.

„Knobler,“ frug er schnell, „wo stammen Sie her? In den Älten steht, in Chemnitz geboren.“

Knobler starrte noch verzweifelt vor sich hin, die Frage verwunderte ihn, er sah auf.

„Ich meine, sind Sie in Chemnitz groß geworden, in der Stadt?“

„Nein, Herr Rechtsanwalt. Ich bin in Chemnitz geboren. Meine Mutter war dort in Stellung — meine Eltern haben erst nachher geheiratet,“ fügte er verlegen hinzu — „aber ich bin gleich nach Lautersbach gekommen, im Erzgebirge, wo mein Vater ein Anwesen hat.“

„Und sind dort geblieben?“

„Bis zum Militär. Ich war Knecht bei meinem Vater.“

„Was war Ihr Großvater?“

„Bauer. Auf demselben Hofe.“

„Gott sei Dank,“ entfuhr es Dr. Werner.

„Wie meinen Sie, Herr Rechtsanwalt?“

Dr. Werner schwieg. Wie konnte er diesem verängstigten Menschen seine eigene Bauernpsyche auseinandersetzen. Und das war der springende Punkt; Bauernpsyche. Großvater, Vater waren Bauern; er selbst als Bauernjunge geboren. Und jeder, der diese Psyche kannte, wußte, wie zäh ein Bauer an seinem Gelde hängt und immer wieder versucht, etwas beiseite zu bringen, als letzten Notpfennig, groschenweise spart und in Taler oder Gold wechselt. Wie sollte er ihm das klar machen! Aber vor den Geschworenen wollte er es tun. Da wußte er, wie es wirken würde. Er lenkte ab.

„Es fällt mir noch eins ein, Knobler. Sie sind gerade kurz vor dem Tode dieser Frau gepfändet worden und man hat Ihnen die Betten weggenommen.“

„Die Betten nicht. Nur das Bett vom Gesellen. Und ich hatte keinen Gesellen mehr. Da war mir das viel lieber, sie nahmen das Bett weg, als daß ich meine Ersparnisse hergab. Es konnten noch andere Pfändungen kommen. Mir ging's ja so schlecht.“

„Nur das Bett vom Gesellen?“

„Ganz bestimmt, Herr Rechtsanwalt. Wir haben bis zum letzten Tag in unseren Betten geschlafen.“

„Warum haben Sie das dem Untersuchungsrichter nicht erzählt?“

„Das habe ich auch getan, aber der meinte, das wäre ganz egal. Und dann habe ich das Protokoll unterschreiben müssen.“

Nein, verehrtester Herr Untersuchungsrichter, dachte Dr. Werner, das ist ein gewaltiger Unterschied. Aber Sie haben recht, zu Ihrem Bild paßt besser — die Betten — höchste Not — Raubmord. Wir werden uns darüber noch aussprechen. Laut sagte er:

„Das ist ein nicht unwichtiger Punkt, Knobler, ich werde

die Pfändungsprotokolle herbeiziehen. Für heute wäre das alles. Kopf hoch. Ich komme vor der Sitzung noch einmal zu Ihnen.“

Es war einige Minuten nach ein Uhr geworden. Der Oberaufseher Engelhardt wartete im Mittelgang, um Dr. Werner herauszulassen, denn von ein bis drei Uhr durfte niemand sich im Gefängnis aufhalten. Er war ein großgewachsener Mann in den Dreißigern. Er war schon seit zehn Jahren Oberaufseher und waltete ruhig und sachlich seines Amtes. Entschlossen, wenn es darauf ankam, Ungehörigkeiten oder Störigkeiten der Gefangenen zu brechen, aber er tat seinen Dienst, ohne durch barsche Worte und unnötige Härte dem Elend noch die Bitterkeit hinzuzufügen. Dr. Werner schätzte die ruhige Art des Mannes. Er fühlte einen guten sauberen Menschen heraus und sprach gern mit ihm ein paar Worte, wenn er im Gefängnis zu tun hatte.

„Sie haben ja heute Damenbesuch,“ sagte er und wies lächelnd auf ein kleines Mädchen, das neben Engelhardt hertrippelte.

„Meine Jüngste.“ — Der Oberaufseher sah zärtlich auf das kleine Ding. Es war ein Mädchen von vielleicht sechs bis sieben Jahren, mit frischen Backen und hellen Augen und reichen, ganz hellbraunen Flechten. Dem sauberen Kleiden sah man die sorgsame Hand der Mutter an. — „Eigentlich darf das Katherle gar nicht herkommen, aber sie wollte den Vater zum Essen holen,“ meinte er und strich der Kleinen über den Kopf.

„Da bin ich verantwortlich für diesen kleinen Besuch und für die kalte Suppe.“

„Macht nichts, Herr Rechtsanwalt.“

„Kekomme ich auch ein Patschhändchen?“

Die Kleine sah erst den Vater an, der nickte, dann streckte sie das Händchen aus, aber zaghaft. Da hob Dr. Werner das Kind hoch. Es verzog den Mund wie zum Weinen, lachte dann aber laut auf.

„Nochmal. — So, eins — zwei — drei —“ Hoch hinauf flog die Kleine, sie jauchzte laut auf. Seltzam mutete dieses Kinderlachen in dem öden Raume an, wie ein Schmetterling, der sich verfliegen hat. Nun ging die Kleine ganz ernsthaft zwischen dem Vater und Dr. Werner. Jeder hielt ein Händchen.

„Sind Sie auch verheiratet, Herr Rechtsanwalt?“ fragte der Oberaufseher beim Weitergehen.

„Nein. Warum?“

„Ich dachte, weil Sie so gut mit Kindern umgehen können.“

„Das ist so leicht, Kinder zu verstehen.“ Dann gab er der Kleinen die Hand und strich ihr über das Braunhaar.

„Bleibst Du nicht hier?“

„Nein Katherle, aber ich komme wieder.“

Das Kind sah ihn zweifelnd an.

„Doch, doch bestimmt. — Guten Morgen, Engelhardt.“

„Guten Morgen, Herr Rechtsanwalt.“ Und der Oberaufseher verschloß die Tür.

2.

Noch mit dem Brausen des Beifalls in den Ohren und das Herz voller Jubel über den Freispruch Knoblers, entschlichpfte Dr. Werner durch eine Nebenspur des Landgerichtsgebäudes. Er wollte sich der Ovation der Menge entziehen, die ihn auf der StraÙe erwartete.

„Schade,“ — meinte einer der Geschworenen, der auch vergeblich gewartet hatte — „ich hätte ihm gern die Hand gedrückt. Das ist einmal ein Verteidiger nach meinem Sinn.“

Inzwischen fuhr Dr. Werner nach der Tiergartenstraße. Es drängte ihn, sich noch auszugeben und die Freunde im Kreise seiner Freunde auszukosten. Und er wußte, daß man ihn erwartete.

Der Bekanntenkreis von Dr. Werner war ein sehr ausgedehnter und vielgestaltiger. Er war heißhungrig, Menschen kennen zu lernen, und immer auf der Suche nach neuen Eindringen. Da er selbst viel geben konnte, so war er überall geschätzt und gern gesehen. Oftmals brauchte er die Menschen auch nur als Staffage, als Ablenkung von seinem intensiven Arbeiten; ebenso wie seine Freude an schönen Festen, frohen Gelagen, ja bisweilen an derb fröhlicher Lustbarkeit wohl

mehr in dem Bedürfnis seines fortgesetzt arbeitenden und gestaltenden Geistes nach Ablenkung lag, als in einem gegenständlichen Verlangen nach Luxus und lauten Vergnügungen. Das Haus, in dem er sich wie ein Verwandter fühlte, war die Villa in der Tiergartenstraße, das Heim des Kommerzienrats Ottokar von Bosh: Die Familie von Bosh, ein jüngerer Zweig der alten holländischen Familie der Mynherr ter Linden, die in Amsterdam festwurzelte, war den Rhein heruntergewandert, und wo ein Reiz der Bosh festen Fuß gefaßt hatte, entstanden Gütenwerke und Schmelzöfen. Als der Familienbesitz so groß geworden war und sich so weit verzweigt hatte, daß die Zentralisation in einer Bank notwendig wurde, kam das Haupt dieser Linie nach Dresden, um die Leitung eines Bankinstitutes, der Rheinischen Industriebank, zu übernehmen.

Die Großzügigkeit und die intelligente Arbeit des Kommerzienrats von Bosh erweckte die Bewunderung Dr. Werners, doch dies wäre kein Grund für seinen intimen Verkehr in dessen Hause gewesen: eine aufrichtige Freundschaft verband ihn mit Frau Gabriele, die ihm diese Verehrung durch eine herzliche Anteilnahme vergalt an allem, was ihn bewegte. Und nachdem eine Verwandte der von Bosh in das Haus zu Gast kam, barg es für ihn Freundschaft und Liebe zugleich. Ganz besonders das gütige Verständnis für die ausblühende Liebe zu Ursula ter Linden wurde zum Prüfstein dieser Freundschaft, die sich ganz frei gehalten hatte von frauenhaften Eifersüchteleien, aufrecht ging und durchsichtig klar den Blick eines jeden vertragen konnte.

Im großen roten Salon unterhielt sich Kommerzienrat von Bosh mit Major Köstrib und Karl Henkel. Er kam Dr. Werner einige Schritte entgegen und schüttelte ihm herzlich die Hand: „Gratuliere, lieber Doktor, das war ein schöner Erfolg.“ — Auch die beiden anderen Herren waren aufgestanden und begrüßten ihn lebhaft.

„Woher wissen Sie das schon?“

„Ja, hier laufen alle Fäden zusammen.“

In dem Augenblick trat Frau Gabriele und hinter ihr Ursula ter Linden in das Zimmer, und Karl Henkel rief lächelnd aus: „Da haben wir das Telephon!“

„Wir waren in der Sitzung, lieber Freund,“ sagte Frau Gabriele.

„Ich habe Sie nicht bemerkt.“

„Wir saßen in den hinteren Reihen und haben uns sehr ruhig verhalten, um Sie ja nicht abzulenken.“

„Und wenn ich auch ganz vorn geessen hätte, der Doktor hätte mich doch nicht erkannt. — Ursula ter Linden lachte übermütig — ich war so greulich zurecht gemacht mit einem Cape und einem Hut von der Jungfer. Pfui, ich sah abscheulich aus.“

„Sie müssen ein sonderliches Interesse an dem armen Anobler gehabt haben, um sich so zu verummnen.“ — Franz Werner blinzelte mit dem linken Auge. (Fortf. folgt.)

Soziologie der Liebe.

II.

Familiäre Liebe.

Vernichtung der alten Geschlechterverbände, der Sippe oder Gens, Uebergang der Funktionen dieser Gruppen an den Staat und an die durch das Zusammenwohnen mehrerer Generationen gebildete oder durch Sklaven ergänzte Familie, in der der älteste Mann herrscht, kennzeichnen die Epoche der Großfamilie, die sich in Griechenland, besonders in Athen, zu klassischer Vollendung entwickelt hat.

Die Liebe jener Zeit spiegelt sich in dem bekannten Ausspruch des berühmten Redners Demosthenes, den er vor dem versammelten Volk zu Athen tat: „Göttern haben wir des Vergnügens wegen, Hebsweiber für die tägliche Pflege des Leibes und Ehefrauen zur Zeugung vollgültiger Kinder und als verlässliche Wächterinnen im Innern des Hauses.“

Die Ehefrau ist nur die erste Magd des Mannes, wird fast wie eine Gefangene gehalten und bleibt eben so ungebildet wie ihre Sklavinnen. Ihre Lage hat sich im Vergleich mit den Naturvölkern eher verschlimmert als gebessert. Sie ist dem Manne untertan, der sie vor allem als Mutter seiner legitimen Kinder betrachtet. Hierin zeigt sich schon ein Gegensatz zur „primitiven Liebe“, mit ihrer Gleichgültigkeit gegen die Vaterchaft. Das Privateigentum hat sich inzwischen weiter entwickelt, der Besitz an Grund und Boden, wertvollen Gebäuden, Werkzeugen und nicht zuletzt Sklaven, muß vererbt werden an Kinder, die vom Vater in rechtmäßiger Ehe erzeugt sind. So wird das Privateigentum zur Ursache der Zwangs-

monogamie der Ehefrauen bei allen Formen der Großfamilie, auch wenn diese ohne Sklaven sich entwickelt, wie zum Beispiel in China.

Diese geschlechtlich notwendige eheliche Treue des Weibes führt nicht nur zu ihrer strengen Bewachung, sondern zur Geringschätzung des weiblichen Geschlechts überhaupt. Die Frau wird als niederes Wesen betrachtet. Im christlichen Mittelalter wird bezweifelt, daß sie eine Seele habe, dabei sei zur Zauberei und allem Bösen besonders befähigt. Es ist klar, daß von Liebe im heutigen Sinne des Wortes in der Großfamilie nicht die Rede sein kann und doch vollzieht sich in ihr ein Fortschritt über die primitive Liebe hinaus, der allerdings, wie jede Entwicklung in der in Klassen geteilten Gesellschaft, mit Rückschritten verbunden ist.

Das bei den Wilden nur schwache sexuelle Schamgefühl wird in der familialen Epoche gesteigert durch die weitere Entwicklung der Kleidung, des Schmuckes sowie durch die Abschließung der Frauen. Zum Gebot der ehelichen Treue der Verheirateten gesellt sich die sittliche Pflicht der Keuschheit der Mädchen. Unter der Herrschaft der Kaufleute, wo jedes Weib seinen Preis hat, wird auch die Liebe zur Ware. Der Ehemann verlangt für seine Morgengabe eine „intakte Frau“ und „unbezahlte Liebe“ gilt für die Familie des Mädchens als entehrend. Eine Ware, die man verschenkt, hat einen geringen Wert nach der Auffassung des Kaufmanns; daher wird die Keuschheit des Mädchens eine Vorbedingung ihres hohen Ehekaufpreises, an dem natürlich vor allem ihr Vater interessiert ist.

Die Anfänge dieser Entwicklung der Wertschätzung der Keuschheit finden wir schon bei den Naturvölkern. Leo Frobenius gibt in seinem Werk: „Unter den unsträflichen Aethiopen“, in dem er die ackerbauenden Splitterhämme des afrikanischen Sudan schildert, in der Beschreibung der Liebesitten und Eheformen eine Musterkarte des Fortschritts von völlig ungebundenem Liebesleben der Mädchen und Burschen vor der Ehe bis zur strengsten Keuschheit nicht nur der Mädchen, sondern auch der Burschen. Ein drastisches Beispiel für die Denkweise der frühfamilialen Naturvölker sind die Sitten der Wandung in Zentralafrika.

Der Bursche muß die Frau mit 15 Ziegen, zwei Kühen und einem Ochsen vom Vater kaufen. Die Frau bringt dafür Geschirr als Aussteuer mit ins Haus ihres Mannes. In der Hochzeitnacht schenkt der Bursche der Braut noch eine Ziege, auf diese Gabe hin gewährt sie ihm die Ehre. Ist die Braut noch Jungfrau, so bringt sie am anderen Tage die Ziege ihren Eltern. Anderenfalls nimmt der Mann die Ziege seiner Frau wieder fort, und es kommt nicht selten vor, daß er eine Eisenschaukel nimmt, die dort als Geld dient, sie durchlöchert und dadurch entwertet und die Frau mit dieser Schaukel zum Schwiegervater sendet. „Wenn die junge Frau mit der durchlocherten Schaukel statt mit der Ziege im Hause der Eltern ankommt, so entsteht darin ob der Schande, die sie hineinträgt, große Wut. Also wird die junge Sünderin daheim gründlich verhauen und dann voller Zorn wieder hinausgeworfen, so daß ihr nichts anderes übrig bleibt, als zu ihrem Gatten zurückzukehren, bei dem sie aber nur einen schlimmen Einzug und eine wenig heidenwürdige Einführung als Gattin findet. Immerhin nimmt man die Sache nur so lange tragisch, als die Wellen der augenblicklichen Erregung sich nicht geglättet haben. Wenn das Frauchen bald guter Hoffnung wird, dann ist alles in Ordnung.“ Von dieser milden Bestrafung der vorhelichen Unkeuschheit ist ein weiter Weg bis zur Achtung der unehelichen Mutter durch die Kirche und die öffentliche Meinung und bis zur barbarischen Sitte des Keuschheitsgürtels, durch den die in den Kreuzzug ziehenden Ritter sich der ehelichen Treue ihrer Frauen zu versichern suchten.

Der größte Fortschritt, den die familiäre Epoche gebracht hat, ist die Entstehung der „individuellen Geschlechtsliebe“. Dieser Fortschritt wurde erreicht in stetem Kampfe mit der familialen Moral. Der Ehebruch und die Prostitution, sogar die Neigung zu Angehörigen des gleichen Geschlechts, zeigen zuerst Züge persönlicher Neigung im Aufklammen romantischer Liebe. Bereits im Altertum finden wir die Keime zu dieser Entwicklung. Die Ehe zwischen dem athenischen Staatsmann Perikles und der ehemaligen Hetäre, der feingebildeten Aspasia, die Liebeslyrik der Griechen und mancher römischer Dichter sind Zeugnisse der „personalen Liebe“, die sich auch in der Verirrung der Knabenliebe offenbart, die Engels nur als Versäuererscheinung auffaßt, während Müller-Lyer sie mit Recht als eine Entartung der romantischen Liebe betrachtet. Diese romantische Liebe zeigt sich auch in milderer Form in China und Indien, führt aber dort nicht zur Aufsehnung gegen die Familienmoral.

Der mittelalterliche Minnedienst und seine geistliche Abart, der Marienkult, sind eine höhere Stufe der individuellen Geschlechtsliebe. Treffend charakterisiert Friedrich Engels den Unterschied dieser persönlichen Leidenschaft von der, man möchte sagen, unpersönlichen Liebe der Naturvölker und des Altertums: „Unsere Geschlechtsliebe unterscheidet sich wesentlich vom einfachen geschlechtlichen Verlangen, dem Gros der Alten. Erstens setzt sie beim geliebten Wesen Gegenliebe voraus. Die Frau steht insoweit dem Manne gleich, während sie beim antiken Gros keineswegs immer gefragt wird. Zweitens hat die Geschlechtsliebe einen Grad von Intensität und Dauer, der beiden Teilen Nichtbesitz und Trennung als ein hohes, wo nicht das höchste, Anglüd erscheinen läßt. Um sich gegenseitig besitzen zu können, spielen sie hohes Spiel, bis zum Einjaß des Lebens, was im Altertum höchstens beim Ehebruch vorkam. Und endlich entsteht ein neuer sittlicher Maßstab für die Beurteilung des geschlechtlichen Umgangs; man fragt nicht nur:

war er ehelich oder außerehelich, sondern auch: entsprang er der Liebe und Gegenliebe oder nicht?"

Die ritterliche Minne ist in ihrer Blütezeit eine Verherrlichung des Ehebruchs und mußte es sein. Bei der Ehe waren Familienrücksichten maßgebend und persönliche Neigung konnte sich nur im Gegensatz zur Ehe durchsetzen. Die „Liedelieder“ der Minnezäuger sind denn auch das Hohelied des Ehebruchs: Der Wächter mahnt beim Morgengrauen den Ritter zum Abschied von seiner Geliebten, der Frau eines anderen. Die Trennungsszene bildet den Höhepunkt des Liedes. Neben der persönlichen Leidenschaft offenbar der Minnedienst in seiner Poesie die Steigerung des Gefühls für die körperliche und individuelle Schönheit des geliebten Weibes, ein Gefühl, das sich trotz aller kirchlichen Askese nicht mehr unterdrücken läßt. Die geistigen Vorzüge der Frau spielen bei der ritterlichen Liebe fast keine Rolle, auch das gleichzeitige Volkslied singt von Trennungsschmerz und Liebessehnsucht nach der schönen Maid und dem schwarzbraunen Mädch, vom klugen Mädchen ist aber fast nie die Rede.

Das Mittelalter verfiel bald, der Minnedienst entartete und die bürgerliche Familie entstand. Beim ehrbaren Handwerker der Städte herrschte eheliche Treue der Weiber, gemildert durch Ehebruch. Die Prostitution war zünftig organisiert und wurde nicht als notwendige Staatseinrichtung gewertet. In der Familie zur Zeit des fürstlichen Absolutismus herrschte der Geist der Kaserne und der Amtsstube und erstikte jede persönliche Neigung. Das Aufkommen der Industrie und des Bürgertums, der Individualismus der revolutionären Klasse bringt einen neuen Aufschwung der personalen Liebe, sei es in den Glanzzeiten der französischen Revolution, sei es in der Empfindsamkeit deutscher Poeten und den freien Liebesbündnissen eines Goethe. Der ständige Kampf der personalen Liebe, ihre Wandlungen in den verschiedenen Klassen, die allmähliche Auflösung der familialen Moral und Tradition beherrscht das neunzehnte Jahrhundert und unsere Tage. Dieser Prozeß ist nur zu verstehen als Folge der Vernichtung aller Bindungen der feudalen Gesellschaft durch die industrielle Entwicklung. Diese Zersetzung ließ aber die Familie bestehen, begründet auf die stark ausgehöhlte Hauswirtschaft und die Versorgung der Kinder durch die Eltern. Hieraus ergeben sich fast alle Konflikte zwischen personaler Liebe und familialer Gebundenheit, die den Kern der sexuellen Frage unserer Tage bilden. Diese Konflikte sind keineswegs auf die herrschenden Klassen beschränkt, die Arbeiterklasse leidet gerade in ihren denkenden Schichten unter den schweren Umständen dieser Uebergangszeit. Neue Quellen der personalen Liebe strömen, aber sie müssen sich mühsam durch Schutt und Geröll ihren Weg bahnen. Die Struktur der heutigen Gesellschaft bereitet der Entfaltung persönlicher Liebe große Hemmnisse, die Tradition vergangener Jahrhunderte und eine verknöcherte dogmatische Moral lassen noch immer auf großen Massen des Proletariats.

Die Narbe.

Von Rose Naunau.

Die wunderschöne Mama kramt Truhen und Schränke um. Nichts tut sie lieber. Es schmeichelt ihr immer aufs neue vor, sie bedeute etwas im Uhrwerke ihres Haushaltes, etwas anderes, als etwa die Brillanten auf einem Zeiger bedeuten. Der Bürsche und das Mädchen haben Körbe vom Boden geholt.

Im Frühling hatte die schöne Frau Kleidungsdinge jeder Art darin verwahrt, zwischen duftendem Kampher und Naphthalin, die sich jetzt aufdringlich melden. Zwar wußte sie natürlich damals schon, daß nichts davon sich beim Beginn des Winters noch als brauchbar erweisen würde, aber ihr nicht zu hemmender Arbeitsdrang suchte damals und heute Belästigung.

Die schlanken Hände — sie duldet keinen Ring daran, der die Form der Finger verdecken könnte — heben jetzt aus dem quietstehenden Korbe ein Wintermäntelchen und einen kleinen Anzug hoch.

„Was meinen Sie, Mine, ob das dem Portierjungen unten passen wird?“

„Det gute teure Zeug wollen gnä Frau schon versäenken? Die Leute unten estemieren das ja im geringsten garnich. Gnä Frau sind ein richtiger Engel.“

Der richtige Engel lächelt, wie eben Engel lächeln, und arbeitet während weiter. Was in Truhen war, wandert in Körbe, und was in Körben zufrieden ruhte, wandert in Truhen — ein altes Hausfrauenspiel.

Peter kramt lustig lärmend ins Schrankzimmer. Er sieht leidenschaftlich gern zu, wenn Körbe geleert werden. Liebliche Erinnerungsbilder haben diese Schwärmerci vertieft; wenn er auch schon erfahren genug ist mit seinen sechs Jahren, um zu wissen, daß Unterschiede bestehen.

Es gibt gewöhnliche Körbe, die man bloß vom Boden holt, und wo man noch dabei niesen muß, sowie sie aufgemacht werden, und die „überhaupt“ meistens quietstehen, und solche mit ganz viel Papier bellebte, die ein Kutscher oder ein Dienstmann bringt, wo er immer auf Geld dabei wartet.

„Erst auspacken,“ hatte er zum Erschrecken seiner Eltern noch zu allen Vogiergästen gesagt, wenn sie ihn liebend begrüßen wollten. Nach dem Ergebnis der Inventur richtete sich dann in unverbildeter Kinderlogik seine Gerechtigkeit, Zärtlichkeiten über sich ergehen zu lassen.

„Mutter!“ ruft er schon von draußen. Er ist gelehrt worden, „Mutter“ zu sagen, — ein boshafter Onkel behauptet, weil das besser zur Einrichtung passe.

„Mutter, bitte, bitte, bloß noch kein Wintermantel! Mir ist ja noch immer so mächtig heiß. Riech mal: riech ich mich schon ganz versengt?“

Lachend zieht sie ihn zu sich heran. Sie weiß, sie sieht nie jünger aus und nie schöner, als mit dem braunen Knabengesicht neben sich, das ihre marmorine Haut noch heller leuchten läßt.

„Geh hinunter zu dem kleinen Portierjungen. Wie heißt er denn?“

„Das weißt du nicht? Aber Mutter! Wozu heißt er doch. Wozu Furchert. Und Räuber spielen kann er. Aber sein. Und alle meine Murmeln habe ich schon bei ihm verworren. So'n langen Spann hat er.“

Und er spreizte dazu seine kleine Jungenhand.

„Siehst du, Mutter, das ist euch ganz recht. Warum schneid't mir Fräulein immer den Nagel vom Daumen und vom kleinen Finger, wenn ich auch schrei: „Um Gottes willen nicht!“ Nachher hab ich nämlich doch so'n kurzen Spann beim Murmeln. Und Spann ist die Hauptsache im Leben, hat Wozu gesagt.“

„Ich will mir's merken, Peter. Aber nun geh und trag deinem Klugen Freunde hier den Anzug und den Mantel von dir herunter.“

„Mutter!“ Stürmisch umhastet er den lächelnden Kopf, duckt sich zu ihm herunterbeugt.

Ein hinreichendes Leuchten kommt von dem prächtigen Kindersgesicht, tiefinneres Freuen will die kleine Brust zersprengen. — Flammen waren in Peters Augen und leuchteten ihm, wie er mit seinem Bündel hinunterging, leicht wie auf Wolken oder wie auf einer federnden Matratze, um ein Bild zu brauchen, das Peter vertrauter war. Entzünden war in ihm, daß er, er ganz allein, geben durfte und beglücken und „bitte“ sagen.

Seine Phantasia eilte den kleinen Füßen voraus. Alle seine Gedanken waren schon unten bei Wozu und seiner Freude. So schnell hatten die armen kleinen Beine mit aller Ungeduld nicht laufen können.

— — — Betäubt und blutend trug man ihn wieder hinauf. Betäubt und blutend. Trotz Wolke wegen und Freudenflammen.

Von der steinernen Treppe, die in die Portierwohnung führt, ist das Blut aus der Stirnwunde nicht wegzuwischen, die Spur davon bleibt sichtbar, und die Herbstsonne lächelt darauf herunter.

Warum eigentlich lacht und lächelt die „gute“ Sonne immer? Es muß doch ein trauriges Geschäft sein, alles Häßliche mit seinem Lichte aufzudecken zu müssen.

Lächeln tat ja nicht einmal der junge, schwarzhaarige Arzt, den sie holten, obchon er seit Monaten auf einen plötzlichen Unglücksfall in gutem Hause fast betend gewartet hatte.

Reue kühne Lebenshoffnungen erfüllten ihn.

Aber in die Freudenblüte des armen eifrigen Menschen sollte Weltan fallen.

Noch während er seine tadellose Naht verband, — er versicherte, es würde eine ideal schöne Narbe geben — erschien der telephonisch kommandierte Hausarzt.

Er fuhr auf Summi vor, was ihn nicht hinderte, nach wie vor die Signatur eines Armenarztes im vornehmsten Westen zu bekleiden. Es war derselbe Herr Sanitätsrat, von dem einmal eine seiner Patienten aus der Armenpraxis resigniert behauptet hatte: „For die armen Leute, da is er keen richtiger Doktor nich, for die Männer och nich und for die Schwerverkranken och nich!“

Peter war weder arm, noch ein Mann, noch schwerverkrank, und so erschien der Herr Sanitätsrat im schwarzen Cutaway und der farbigen Weste vollberechtigt am Plage.

Er rümpfte beim Geruch des Jodoforms die vornehm gerode Nase. Der Duft von Houbigant war ihm offenbar sympathischer. Dann zog er, der seltenen Schwere des Falles angemessen — er entschloß sich, trotzdem keinen Spezialisten mehr zuzuziehen — die rotgelben Glacés von den gepflegten Händen, langsam, einen Finger nach dem anderen.

Dabei maß er den „jungen Kollegen“, der noch nicht für die Bedeutung der Spezialisteninstitution gereift war, und, man denke, selber genäh hatte, mit einem Blide, einem Blide, — ich weiß in der gesamten Tierwelt keinen Vergleich dafür, — denn eine Bulldogge, die einem flugägigen Windspiel einen Knochen entreißt, ist doch nicht so perfide höflich dabei.

Dem Menschen hat die weiße Vorsehung keinen Giftzahn gegeben. Der „junge Kollege“ blieb am Leben. Er sollte doch in spätestens 25 Jahren selbst einmal Sanitätsrat werden.

Und wenn jetzt die wunderschöne Mama — Mamas, die nie zu denken brauchen, bloß lächeln, immer lächeln, bleiben ewig schön — wenn diese wunderschöne Mama wieder einmal in Engellgüte fortgehen will, was ihr im Wege ist, dann schnellst Peter nicht mehr strahlend und jauchzend auf.

Er hat seit jenem Ereignis, viel vor der Zeit, Farbe und Abhklus von dem Leben und Schönheit erhaltenden Gleichmaß der Mutter angenommen.

Er sagt mit der abgeklärten Ruhe eines Weisen: „Schicke lieber Mine, ja, Rutter? Mich sticht's immer in der alten Narbe, wenn ich was weggeben soll.“
Armer Peter!

Kleines Feuilleton.

Aus dem Leben.

Der gefangene Verlaine. An einem Tage erhielt der schon berühmte Verlaine, damals noch ein ehrlicher Beamter, Gatte und Vater, eine Gedächtnisnote, die ihn verblüffte. Er lud den Verfasser, Arthur Rimbaud ein, nach Paris zu kommen. Er vermutete in ihm einen reifen Menschen von einigen 20 oder 30 Jahren. Wie verblüfft war er dann, als sich ihm ein Bursche von vielleicht achtzehn präventierte, abgerissen wie ein Bagabund und mit einem Gesicht wie dem eines „gestürzten Engels“. Dieser Rimbaud, der zwischen 16 und 22 Dichtungen schrieb von unerhörter Pracht und barbarischer Keuschheit, und der dann aus der Literatur ausbrach, weil das Wort seiner wilden Aktivität nicht genügte, wurde Verlaines Verhängnis. Jüggellose Triebe, die in dessen Seele schlummerten, kamen durch die Verührung mit dem ruhelosen Genie hervor. Verlaine, in seiner innersten Artung durchaus feminin, fühlte sich dem männlichen Geiste des Jüngeren unterworfen und ließ sich von diesem willenslos ziehen und treiben. Dieses merkwürdige Schicksal Verlaines bedeutete den Zusammenbruch der bürgerlichen Existenz, aber auch die Geburt des eigentlichen Dichters; des Verlaine, dessen Lied unbergänglich ist. Rimbaud war wohl auch die treibende Kraft bei jenen Wanderungen, die beide, landstreichend, durch Frankreich, Holland und Belgien führte, und die der Beginn jener endlosen Wanderung Verlaines durch das Elend der Kneipen, Gefängnisse, Lasterhöhlen und Hospitale wurde.

Zwei Jahre dauerte diese Reise, bis sie im Juli 1873 ein jähes Ende fand mit einem Pistolenschuß, den Verlaine in der Verwirrung des Kaufes und der Eifersucht auf den Freund abgab. Die Folge war, daß Verlaine verhaftet und auf zwei Jahre ins Gefängnis nach Mons geschickt wurde. Hier entstanden des Dichters herrlichste Dichtungen, jene liebhaften Weisen, die uns Deutschen so vertraut klingen; die Frivolitäten, in denen der frohe Ton der Wanderungen ausschwingt, und die tiefen, frommen Gesänge des Peritrischen, der an einem Tage Gott fand und reuig Buße tat. Im Gefängnis wurde Verlaine erst zum Dichter, der seinen Ton fand und seine Metrisik, seine Reue, seine Sünde in Wort und Rhythmus Lied werden ließ. Nachdem Verlaine aus dem Gefängnis entlassen war, irrte er Rimbaud wieder nach. Eulenberg schildert in einem seiner schönsten Schattenbilder das letzte Zusammentreffen am Ufer des Nekar. Es kam zu einem Streit, und Rimbaud verprügelte den Freund, daß er halbtot liegen blieb. Später ging Rimbaud nach Afrika, wo er früh starb. Von seinen Dichtungen wollte er nichts mehr wissen. Verlaine aber lebte dem Andenken des Unvergessenen, des „Gottes unter den Halbgöttern“, und ihm ist es zu verdanken, daß dessen Name und Werk nicht verloren ging.

In der Fersfahrt seines späteren Lebens klammerte Verlaine sich an das entschwindende Idol. Man kennt des aus der Bahn Geworfenen, des Haltlosen ferneres Leben. Kauf und Armut, sich entgeleitendes Verkommen, bis zum Tode im Hospital. Pauline Villan, wie er sich nannte, hat auch selber davon erzählt, in merkwürdigen Bekenntnisschriften, von denen Joh. Schlaf jetzt das schmale Bändchen „Meine Gefängnisse“ überfetzt hat (in der Insel-Wäckerel). Verlaine ist keiner von den großen Bekennern mit dem letzten Trieb zur schrankenlosen Selbstentfaltung und Selbstzerfleischung. Er erzählt schlecht, roh, abgerissen und mit dem frivolen Tone des Rettungslosen, Umhergeschleuderten. Allerdings auch in dieser Form ein merkwürdiges menschliches Dokument lesend. Vor allem erzählt er nicht von jener innersten Not, die hinter den Dichtungen steht. Es fehlte ihm, abgesehen von den Momenten, in denen er Dichter war, die moralische Kraft, sein Leben in seiner tiefen Verlorenheit zu überschauen und es darstellend zusammen zu fassen. Immerhin bleibt die Geschichte seiner Bekehrung, die ein Zusammenbruch aus Schwäche ist, interessant und ergreifend. Und schließlich erschütterter das Gefühl der schauerlichen Notwendigkeit in diesem Schicksal, das die ähere Form des Seins zerstückt, damit die Seele im Gefange frei werde.
P. H.

Kunst.

Schneiders Heimatbilder deutscher Kunst. Die Verlage von Teubner und Voigtländer haben mit ihren Steinzeichnungen wichtige Pionierarbeit geleistet. Es kann nicht ausbleiben, daß andere Verleger die Wege, die sie aufgeschloffen und ebneten, für eigene Gänge benutzen. Emige haben das in den letzten Jahren getan, aber es ist nicht viel davon geblieben oder sie sind überhaupt nicht recht in den Vordergrund gedrungen. Es fehlte da und dort an Kapitalien, das Begonnene breit zu entfalten und durchzuführen, und manch gutes Blatt, das sie veröffentlichten, verschwand mit ihnen vom Markte. Mit einem großen Plane hat der Verlag von Franz Schneider in Berlin-Schöneberg heuer die Nachfolge gewagt. Eine gruppenweise Samm-

lung „Heimatbilder deutscher Kunst“ plant er: farbige Drucke, von denen uns vier Blätter vorliegen, die im Format so gehalten sind, daß sie für kleinere Zimmer als große Bilder gelten können. Die Bilder kosteten anfangs 1,80 M. und dieser Preis wird sich jetzt auf 3 M. erhöhen. Bis Ende Juni wird aber der Anfangspreis beibehalten. Die Arbeit ist ernst zu nehmen, durchaus künstlerisch ernst. Leistungsfähige Maler sind zur Mitarbeit gewonnen: Karl Biese, Friedrich Kallmorgen, Hans Hartig. Sieht man die Bilder unter Erinnerung an die Blätter der beiden Leipziger Pionier-Verlage an, so scheinen sie freilich an großzügiger Kraft geringer zu sein. Etwas von verzierlichender glatter Sauberkeit ist darin, und man meint, ihr Inhalt dränge nach einer Ausführung in größerem Format, die das Einzelne in Stoff und Farbe massiger in das Zimmer hineinwirken lassen würde. Denn der Inhalt der Bilder, zumal der stoffliche, ist sehr reich und gibt dem Auge fast zu viel auf einmal.

Den Schritt vom Besonderen der Wirklichkeit zum Allgemeinen, das die Wirklichkeit typisch erfasst und ausdrückt, tut am besten Karl Biese in dem Bilde „Winterstille im Schwarzwald“: von weiter Schneefur mit beschneitem Gehöft geht der Blick auf eine schneedämmende, von düstrem Wald umkränzte und bestrichene Höhe im Hintergrunde. Ein zweites Bild Bieses: „Meeresbrandung an der Nordsee“ stellt den Beschauer geraden Blickes vor die breit herantwälgenden und vom Strande zurückschäumenden Bogen, aber das Bild wirkt leider zu sehr wie ein Naturausschnitt, dem es an bildmäßig gestaltendem Zusammenfassen der Bewegung gebricht. Das „Winterbild in einem pommerschen Städtchen“ von Hans Hartig ist ein rechtes norddeutsches Küstenstadtbild, in der Stimmung herb und schwer, dunstig und feucht, genommen aus einer Stunde, in der die Farben sich im hereinbrechenden Abenddunkel zu breiten Wirbelungen sammeln und die Dinge massig werden: breite Kastlände mit Schifferlambäsen auf schwererschleichendem Fluhwasser im Vordergrund, dahinter quer durch die Mitte des Bildes eine niedere Brücke aus groben Blocksteinen, über die ein Planwagen fährt, und im Hintergrunde geduckte Häuser dörflicher Art, mit alten schweren Dächern, spitzgieblig und abgewalmt, und dichtweil mit Schnee belagert. Farblich und stofflich am lebendigsten ist Friedrich Kallmorgens: Sommerjonnenschein in der Mark, ein Bild, dessen malerischer Reiz bestimmt wird durch ein reifes Kornfeld, das in goldigem Gelb zwischen tiefgrüner Mandflur und blauem, grau durchwölktem Himmel hinzieht und fern von roten dörflichen Ziegelbäckern und einem Strich dunkelgrüner Baumwipfel überhaut wird. Dies Bild wird seinem Beruf als Wandschmuck gut genügen.

Aus dem Pflanzenreich.

Ein schönes Beispiel einer Kesselfallenblume besitzen wir in dem zurzeit in den Gärten blühenden Weisenkraut *Aristolochia Siphon*. Das ist jener viele Meter weit wachsende Strauch, der wegen seiner großen herzförmigen Blätter so gern zur Bekleidung von Lauben benützt wird. Seine meist unter den Blättern verborgenen Blumen ähneln kleinen Tabakspfeifen. Die Pflanze stammt aus Nordamerika und ist eine Verwandte der bei uns in Wäldern, Weinbergen, alten Parkanlagen und in Gärten wild wachsenden Osterluzei. Die grünlich-braune Blume des Pfeifenkrautes bildet um den Fruchtnoten einen Kessel, daran schließt sich eine zunächst abfallende, dann aufsteigende Röhre, und diese endet mit einem dreilappigen, runden Saum. Der diesem Saum zunächst liegende aufwärts steigende Teil der Blumenröhre ist innen mit kleinen abwärts geneigten Papillen besetzt, sonst aber glatt.

Auf den Saum ansitzende und herumkriechende kleine Fliegen und Mücken rutschen, sobald sie an den Rand der Röhre gelangen, in diese hinab bis zur Biegungsstelle. Dort ist ihnen der Rückweg durch die entgegenstehenden Papillen verwehrt. Es bleibt ihnen nichts weiter übrig, als den herabhängenden Teil der Röhre hinaufzukriechen. Das geht sehr gut, da dieser Röhrenteil runzelig ist. So gelangen die Insekten in den Kessel, alwo die Befruchtungsorgane sitzen. Hier kommen die Insekten mit der weiblichen Narbe in Berührung und laden nun den männlichen Blütenstaub, den sie etwa in einer anderen Blume auf sich geladen hatten, ab. Die Befruchtung ist eingeleitet. Die Insekten werden aber noch nicht freigegeben. Erst wenn die später als die Narbe reisenden Staubblätter ihren Blütenstaub auf die Insekten abgeladen haben, wird diesen der Weg in die Freiheit geöffnet. Jetzt verliert nämlich der aufsteigende Teil der Blumenröhre seine Steifheit, er wird gleichfalls runzelig und die Papillen verschrumpfen. Zudeck können sich Blütenstiel und Fruchtnoten berast, daß der vorher aufsteigende Teil der Blumenröhre eine fast wagerechte Lage einnimmt. Die Insekten können jetzt ungehindert das Ausgangstor erreichen. Durch die Papillen auf der frischen Blume wird den Tieren das Hinauskriechen unmöglich gemacht, während sie an absolut glatter Fläche sehr wohl entweichen könnten.

Die Insekten leiden übrigens in ihrem Gefängnis keinerlei Not, sie finden während der zwei oder drei Tage dauernden Gefangenschaft an den saftigen Wänden des Kessels reichlich Nahrung. Sie suchen darum, kaum aus der Gefangenschaft freigegeben, alsbald ein neues Gefängnis auf, um hier den aus der ersten Blüte mitgeführten Blütenstaub auf die Narbe zu übertragen.
h.